

## Die Ursachen der sozialen und wirtschaftlichen Umbrüche des 14./15. Jahrhunderts

Von OTHMAR PICKL

Hermann Aubin, der Nestor der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschung in den deutschsprachigen Ländern und verdiente Herausgeber der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, hat vor einigen Jahren anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorats der Staatswissenschaften durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Köln einen vielbeachteten Vortrag gehalten. Dieser Vortrag ist 1955 unter dem Titel „Stufen und Triebkräfte der abendländischen Wirtschaftsentwicklung im frühen Mittelalter“ auch gedruckt erschienen.<sup>1</sup>

Aubin wies in diesem Vortrag sehr eindringlich darauf hin, wie notwendig eine engere Zusammenarbeit zwischen den theoretisch-systematischen Wissenschaften der Nationalökonomie und der Geschichtswissenschaft ist. Tatsächlich scheint es heute ja nur noch in enger Zusammenarbeit beider Forschungsrichtungen möglich zu sein, so komplexe Aufgaben und Fragen zufriedenstellend zu lösen, wie sie Aubin in seinem Vortrag stellte und wie sie gerade für Übergangszeiten — wie etwa das von Aubin behandelte Frühmittelalter — typisch sind.

Wie fruchtbar die Kenntnis und richtige Verwertung volkswirtschaftlicher Theorien durch die Geschichtswissenschaft sein kann und in welchem Maß sie dazu beigetragen hat, die entscheidenden Triebkräfte einer anderen Übergangszeit — nämlich des Spätmittelalters — klarzulegen, soll im Rahmen dieses Aufsatzes gezeigt werden, der zugleich eine Übersicht über den derzeitigen Stand der Forschung geben will.

Wir verstehen unter dem Spätmittelalter im herkömmlichen Sinn den Zeitraum von 1250 bis 1492. Er ist — wie kaum ein anderer — durch einen Umschwung in der Struktur aller Lebensbereiche gekennzeichnet. Die entscheidenden Umbrüche setzen freilich nicht sofort nach 1250, sondern meist erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts ein. Deshalb sind es vor allem die Jahrzehnte von 1350 bis 1500, die in diesem

<sup>1</sup> VSWG 42/1955, S. 1—29.

Zusammenhang als 14./15. Jahrhundert verstanden und behandelt werden sollen.

Welche Schwierigkeiten diese eineinhalb Jahrhunderte dem nach historischer Erkenntnis suchenden Forscher auch in der Gegenwart noch bereiten, mögen zwei Zitate beweisen. Friedrich Lütge, einer der führenden Sozial- und Wirtschaftshistoriker Deutschlands, hat 1951 vor dem 21. deutschen Historikertag in Marburg an der Lahn festgestellt: „Es kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß das 14./15. Jahrhundert auch heute noch zu den ungeklärtesten Perioden der deutschen und überhaupt der gesamten europäischen Geschichte gehört“<sup>2</sup>. Und der englische Historiker A. R. Bridbury sagt über denselben Zeitraum in seinem 1962 erschienenen Buch „Economic Growth. England in the later Middle Age“: „Wohl kein Zeitalter der englischen Geschichte ist so oft herabgesetzt und falsch dargestellt worden wie die Periode zwischen dem Schwarzen Tod und der Schlacht von Bosworth“, d. h. die Zeit zwischen 1348 und 1485.

Die Ursache für die Unsicherheit in der Beurteilung dieses Zeitraumes, die sich in diesen Zitaten so deutlich ausdrückt, ist wohl die ungeheure Spannung, die das 14./15. Jahrhundert sowohl im geistig-kulturellen Bereich wie auch im sozialen und wirtschaftlichen Leben kennzeichnet. Es sei hier nur auf jene dämonischen Kräfte verwiesen, die sich uns im Flagellantentum, Teufelsglauben, in Inquisition und Fanatismus und in der erschreckenden Wildheit und Grausamkeit der französischen und englischen Bauernaufstände des 14. Jahrhunderts ebenso zeigen wie später in den Hussitenkriegen<sup>3</sup>.

Im wirtschaftlichen und sozialen Bereich sei an die Tatsache erinnert, daß die Städte erst von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an die Wirtschaft, zumindest die deutsche Wirtschaft, wirklich entscheidend zu prägen beginnen. Denn jetzt erst erkämpfen sich die Handwerker ihre Stellung neben den großen Kaufmannsfamilien, und jetzt erst entsteht jenes umfangreiche Exportgewerbe, dem vor allem die süddeutschen Städte ihren großartigen Aufschwung verdanken. Das „bürgerliche Zeitalter“, das nun einsetzt und rund zwei Jahrhunderte dauert, drückt aber nicht nur der Wirtschaft, sondern auch den Lebensgewohnheiten und der Kunst seinen Stempel auf. Eine bürgerlich-rationalistische Haltung löst die von der höfisch-ritterlichen Kultur

<sup>2</sup> F. Lütge „Das 14./15. Jh. in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, zuerst gedruckt in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“, 162. Bd., 1950, S. 161 ff. Hier zitiert nach dem Neuabdruck in den „Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, Bd. 5, 1963, S. 281—335.

<sup>3</sup> Vgl. dazu J. Huizinga „Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14./15. Jh. in Frankreich und in den Niederlanden.“ 1939<sup>5</sup>.

geprägte Epoche ab. Denn auf der anderen Seite setzt nun der Niedergang des grundbesitzenden Adels, der Verfall der alten Grundherrschaft ein; beides ausgelöst durch eine schwere Agrarkrise, die plötzlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auftritt<sup>4</sup>.

Alle diese Tatbestände sind unbestritten, die Unstimmigkeiten unter den Gelehrten begannen erst in dem Augenblick, als es galt, die Ursachen all dieser Erscheinungen und Wandlungen zu deuten.

Die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung hat jedoch in den letzten Jahrzehnten eine solche Fülle von gesicherten Erkenntnissen zusammengetragen, daß es nunmehr möglich scheint, die Frage nach der Ursache dieser gewaltigen sozialen und wirtschaftlichen Umbrüche zu beantworten.

Henri Pirenne vertrat 1931 in seiner „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas“ die Meinung, daß die Ursache für die gewaltigen Spannungen, die das 14. so deutlich vom 13. Jahrhundert unterscheiden, in der Wirtschaftsverfassung zu suchen sei, die nach Pirenne „nicht mehr richtig spielt, worüber in Stadt und Land allgemeines Unbehagen herrscht“<sup>5</sup>. Es war aber, wie wir aus neueren Forschungen wissen, nicht die Wirtschaftsverfassung, sondern es waren die Wirtschaftszustände, die ein allgemeines Unbehagen auslösten. Da aber die Wirtschaft kein autonomer Bereich, sondern in die Gesamtheit der Lebensbeziehungen eingebettet ist, galt es zunächst den Sinnzusammenhang zu finden, der es erlaubt, die Einzeltatsachen zu einer Gesamtschau zusammenzufügen. Das größte Hindernis für diese Bemühungen war allerdings die Tatsache, daß die meisten Untersuchungen zur Wirtschaftslage des 14./15. Jahrhunderts regional eng begrenzt waren und eine große Zusammenschau erschwerten.

Es waren M. M. Postan von Cambridge und der führende deutsche Sozial- und Wirtschaftshistoriker Friedrich Lütge, die den entscheidenden Ansatzpunkt zur Klärung dieser Frage im Verhältnis des Menschen zur Wirtschaft gefunden haben<sup>6</sup>. Lütge unterscheidet dabei die geistig-willensmäßige Einstellung des Menschen zum Wirtschaften, die er als qualitativen Faktor, und das mengenmäßige Verhältnis der

<sup>4</sup> Vgl. dazu die Ausführungen F. Lütges in „Dt. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Ein Überblick“, 1952. Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften.

<sup>5</sup> H. Pirenne „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter“, Deutsche Ausgabe in der Sammlung Dalp, Bd. 25, S. 186.

<sup>6</sup> M. M. Postan (Cambridge) behandelte das Problem zunächst auf dem IX<sup>e</sup> Congrès International des Sciences Historiques in Paris (1950) in einem Referat, das in den „Rapports, Librairie Armand Colin“, Paris 1950, Section III, Histoire économique Abschnitt Moyen âge, S. 225—241, gedruckt erschien.

F. Lütges Ausführungen zusammengefaßt in der unter Anm. 2 zitierten Arbeit.

Menschen zu den vorhandenen Wirtschaftsmitteln, das er als quantitativen Faktor bezeichnet.

Vor Postan und Lütge hatte allerdings Wilhelm Abel, der von der Volkswirtschaft herkommt, schon 1935 in seiner Untersuchung „Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jahrhundert“ die Entwicklung des quantitativen Verhältnisses von Menschen und Boden untersucht. Abel gelangte in dieser und seinen folgenden Arbeiten — 1962 zusammengefaßt in dem umfassenden Werk „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ — zu der klaren Erkenntnis, daß die verschiedenen Agrarkrisen vor allem durch Veränderungen auf der Bevölkerungsseite veranlaßt wurden.

Angeregt durch diese Erkenntnisse Abels, aber unabhängig von dessen Forschungen, untersuchte Lütge die Auswirkungen jener gewaltigen Bevölkerungsverluste, die durch das „große Sterben“ von 1347/51 und durch bis 1383 nachfolgende Seuchenzüge des „Schwarzen Todes“, der Pest, verursacht waren. In seiner erstmals 1950 erschienenen Abhandlung „Das 14./15. Jahrhundert in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ vertritt Lütge die Ansicht, daß der durch die Pest verursachte Bevölkerungszusammenbruch eines der einschneidendsten Ereignisse der gesamten europäischen und insbesondere auch der deutschen Geschichte gewesen ist<sup>7</sup>.

Lütges Ansichten wurden seither auf verschiedenen Historikerkongressen, so z. B. 1955 in Rom, lebhaft diskutiert und sind im wesentlichen nicht nur anerkannt, sondern durch eine Reihe neuer Forschungsergebnisse weiter gestützt worden. Es sei hier auf eine deutsche, eine französische und eine englische Arbeit der letzten Jahre verwiesen, die Lütges programmatische Untersuchung bestätigen: Ernst Kelter legte 1953 eine Studie über „Das deutsche Wirtschaftsleben des 14./15. Jahrhunderts im Schatten der Pestepidemien“ vor, die Lütges Ansicht zumindest für die deutschen Verhältnisse weitgehend erhärtet<sup>8</sup>. Edouard Baratier behandelte 1961 „Die Bevölkerungsentwicklung in der Provence vom 13. bis zum 16. Jahrhundert“ und errechnete zum Jahre 1461 einen Bevölkerungsrückgang auf ein Drittel oder sogar ein Viertel des Standes vor der Pest. Der oben zitierte Engländer A. R. Bridbury schließlich untersuchte 1962 das Wirtschaftswachstum Englands im Spätmittelalter, wobei er insbesondere die Auswirkungen der Pest auf die Zinnproduktion in Devon und Cornwall und auf den Woll- und Tuchexport zu klären suchte, weil in diesen beiden

<sup>7</sup> F. Lütge, a. a. O., S. 332 ff.

<sup>8</sup> E. Kelter, „Das dt. Wirtschaftsleben des 14. und 15. Jhs. im Schatten der Pestepidemien“ in „Jahrb. f. Nat.-Ök. und Statistik“, 165. Bd., 1953, S. 161 ff.

Fällen die Quellenlage günstig ist. Seine Ergebnisse entsprechen weitgehend jenen, zu denen Lütge für Deutschland gelangt ist.

Nach dem derzeitigen Stand der Forschung darf man daher Lütge zustimmen, daß der Historiker erst dann in der Lage ist, die Entwicklungen und Umbrüche des 14./15. Jahrhunderts zu verstehen, wenn er das von den Zeitgenossen als geradezu apokalyptisch empfundene Massensterben von 1348 richtig würdigt<sup>9</sup>. Egon Friedell hatte dies schon vor Lütge intuitiv erkannt, wenn er in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ das Pestjahr 1348 als „das Konzeptionsjahr des Menschen der Neuzeit“ bezeichnet und in diesem Jahr die entscheidende Zäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit erblickt<sup>10</sup>!

Der durch die Pest verursachte Bevölkerungszusammenbruch hatte zunächst eine elementare Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse zur Folge, und das wiederum bewirkte zahlreiche weitere strukturelle Änderungen des gesamten Lebens. Weil sich die Pestkatastrophe zunächst also vor allem auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auswirkte und erst durch deren Umgestaltung alle übrigen Lebensbereiche erfaßte, ist die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte offenbar eher als die politische oder die Rechtsgeschichte in der Lage, entscheidende Erkenntnisse zum Verständnis der nun folgenden Umbrüche beizutragen.

Der entscheidende Unterschied zwischen dem durch das „große Sterben“ bewirkten Bevölkerungszusammenbruch und den durch Kriege verursachten Bevölkerungsverlusten liegt nämlich — volkswirtschaftlich gesprochen — in einer sehr einseitigen Verschiebung des bisher gegebenen Komplementaritätsverhältnisses der Produktionsfaktoren. Das Massensterben ging ja nicht Hand in Hand mit einer Vernichtung der Güter vor sich, wie dies im Verlauf von Kriegen der Fall ist, sondern „bloß“ die Menschen starben, die Güter aber blieben.

Der Produktionsfaktor Mensch bzw. Arbeit wurde durch die Pest also entscheidend vermindert, die Faktoren Boden und produzierte Produktionsmittel, d. h. Kapital, aber standen demgegenüber in relativ größerem Maß zur Verfügung. In dieser Tatsache liegt zugleich auch der entscheidende Unterschied zwischen den Verhältnissen in Deutschland, das „bloß“ durch die Pest heimgesucht wurde, und Frankreich begründet, das außerdem noch durch den Hundertjährigen Krieg verwüstet wurde, der nicht nur Menschen, sondern auch Güter vernichtete<sup>11</sup>.

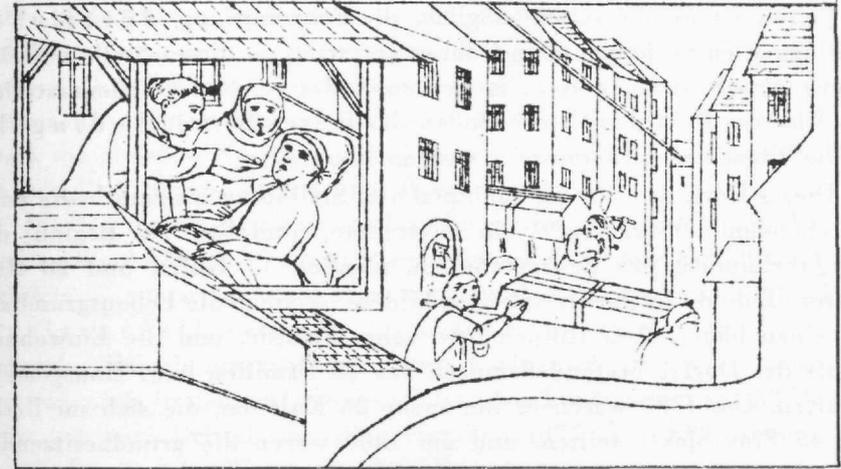
In Mitteleuropa wurde durch die Pest und den nachfolgenden Rückgang der Geburtenzahlen zunächst die „Dynamik der Schrumpfung“ aus-

<sup>9</sup> Ebd. S. 161 und 207 ff.

<sup>10</sup> E. Friedell, „Kulturgeschichte der Neuzeit“, S. 63.

<sup>11</sup> F. Lütge, a. a. O., S. 288 ff.

gelöst, weil nach dem Massensterben ein relativer Überschuß an Land gegeben war, für das die zur Bearbeitung notwendigen Menschen fehlten. Eine der bekanntesten Auswirkungen ist die Entstehung zahlreicher Wüstungen, über die wir dank der intensiv betriebenen Wüstungsforschung verhältnismäßig gut informiert sind. Es war Wilhelm Abel,



Die Pest in Graz

Ausschnitt aus dem „Landplagenbild“ des Meisters Thomas von Villach am Grazer Dom. Es zeigt die drei „Gottesplagen“ — Türken, Pest und Heuschrecken — von denen Graz im Sommer 1480 heimgesucht wurde. Auf dem obenstehenden Bild erkennt man rechts in einer Gasse Sargträger mit zwei Särgen, links einen Priester, der einem Kranken die Sakramente spendet.

der die enormen Bevölkerungsverluste durch die Pest und die nachfolgende Agrarkrise als die entscheidende Ursache für das nun massenhafte Auftreten von Wüstungen erkannte<sup>12</sup>. Tatsächlich stand ja dem Absinken der Preise für Agrarprodukte, die für die so stark reduzierte Bevölkerung in überreichem Maß vorhanden waren, auf der anderen Seite eine enorme Preissteigerung aller handwerklichen und gewerblichen Erzeugnisse gegenüber. Die Landwirtschaft geriet dadurch in eine Preisschere, die sich zur Agrarkrise ausweitete.

Ergänzend zu den Forschungen Abels, der die österreichischen Verhältnisse leider kaum berücksichtigt, hat Herbert Klein 1960 „Das Große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkungen auf die Ostalpenländer“ untersucht. Er konnte dabei an Hand neu erschlossener Quellen eindeutig nachweisen, daß es im Pongau, im Pinzgau und im oberen Ennstal ausschließlich die Menschenverluste

<sup>12</sup> W. Abel, „Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jh.“, 1935, und „Die Wüstungen des ausgehenden MA“, 1955<sup>2</sup>.

durch die Pest waren, die die zeitweilige und dauernde Verödung vieler Einzelhöfe und schließlich das Aufhören der bis dahin sehr intensiven Rodungstätigkeit bewirkt haben<sup>13</sup>.

Für die Steiermark haben Otto Lamprechts grundlegende Arbeiten zur Wüstungsforschung im wesentlichen zu denselben Ergebnissen geführt<sup>14</sup>.

Leider ist es nur selten möglich, die Schrumpfung dörflicher Siedlungen zu verfolgen. Es sei daher gestattet, an dieser Stelle auf eine eigene Arbeit zu verweisen, in der dank des reichen Quellenmaterials des Klosters Rein das Verschwinden des Reiner Dorfes „Seding“ bis in die Einzelheiten dargestellt werden konnte<sup>15</sup>.

Dieses Dorf, das sich im Södingtal von Stallhofen bis zum heute noch bestehenden „Münichhof“ hin erstreckte, umfaßte zu Beginn des 14. Jahrhunderts 45 Besitzeinheiten, nämlich 17 Hufen und 28 Hofstätten. Jede dieser Besitzeinheiten bildete offenbar die Lebensgrundlage für einen bäuerlichen Holden bzw. seine Familie, und die Einwohnerschaft des Dorfes bestand demnach aus 45 Familien bzw. Hausgemeinschaften. Um 1380 waren es nur mehr 26 Kolonen, die sich im Besitz der 45 Zinsobjekte teilten, und um 1400 waren die grundbesitzenden Holden im Dorf „Seding“ sogar auf 16, d. h. auf ein Drittel der ursprünglichen Zahl zusammengeschrumpft. Zweifellos war auch die Zahl der Dorfbewohner im gleichen, wenn nicht in noch höherem Maß gesunken.

Jeder der verbliebenen Holden vereinigte jetzt natürlich mehrere der ursprünglichen Hufen und Hofstätten in seiner Hand, wodurch das einstige Dorf in einem Maße vereinödete, daß es heute ein Einzelhof-siedlungsgebiet darstellt.

Zugleich mit „Seding“ verödete auch das etwa sieben Kilometer weiter nördlich gelegene Dorf „Hardekk“, und im Dorf Stallhofen verschwanden 18 Hofstätten, das waren 50 Prozent der Zinsobjekte. Wir machen für diese Verödung bzw. Vereinödung daher wohl mit Recht den durch die Pest von 1348 verursachten Bevölkerungszusammenbruch verantwortlich. Im Bewußtsein der Bevölkerung des unteren Södingtales, das 1348 durch die Pest besonders arg betroffen wurde, ist die Erinnerung an diese schreckliche Heimsuchung übrigens

<sup>13</sup> H. Klein in Mitteilungen für Salzburger Landeskunde, 1960, S. 91—170.

<sup>14</sup> Vgl. dazu die Bibliographie der Werke Otto Lamprechts in „Blätter für Heimatkunde“, 32. Jg., 1958, S. 43—48.

<sup>15</sup> O. Pickl, „Das Dorf ‚Seding‘ des Klosters Rein“ in Blätter für Heimatkunde, 32. Jg., 1958, S. 111—123.

noch heute lebendig. Das konnte jüngst Sepp Walter in einer interessanten Untersuchung nachweisen<sup>15a</sup>. Walter zeigt, daß in dieser Gegend noch heute österliche Bittgänge zu den Pfarrkirchen Mooskirchen und Hitzendorf stattfinden, die sich offensichtlich auf mittelalterliche Kreuzfahrten zurückführen lassen. Es ist geradezu verblüffend, welche weitgehende Übereinstimmungen zwischen den Bittprozessionen der Pestjahre 1348/49 — wie sie uns in der „Continuatio Novimontensis“ geschildert werden — und den gegenwärtig im unteren Södingtal noch geübten Kirchfahrten festzustellen sind<sup>15b</sup>. Der „Schwarze Tod“ hat demnach — und es kann ja auch nicht anders sein — hier in der Steiermark die gleichen Auswirkungen gezeitigt wie in den von Wilhelm Abel so gründlich behandelten Teilen Deutschlands.

Die Grundherren wurden durch die so schreckliche Verminderung ihrer bäuerlichen Untertanen natürlich schwer getroffen. Zudem erfolgte — wie schon oben kurz angedeutet — ein krisenhafter Preisverfall, besonders für Getreide. In Frankreich — wo eingehende Forschungsergebnisse zur Verfügung stehen — sank der Getreidepreis in dem auf die Pest folgenden Jahrhundert auf 33 Prozent oder um zwei Drittel und stieg erst von 1475 bis 1500 wieder leicht auf 40 Prozent des Wertes von 1375<sup>16</sup>.

Trotz dieser Krisenlage war die Existenz der bäuerlichen Bevölkerung, die überlebt hatte, nicht gefährdet. Ja, die Lage der Bauernschaft hat sich, so paradox das zunächst klingen mag, im allgemeinen sogar gebessert. Unmittelbar vor dem „Großen Sterben“ hatte sich nämlich die Bevölkerungszahl Deutschlands — volkswirtschaftlich gesehen — dem oberen Grenzwert genähert. Der kulturfähige Boden war nahezu vollständig urbar gemacht, ja vielfach waren Siedlungen auf Fluren angelegt worden, die nur bei den hohen Agrarpreisen der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu halten waren und daher nach der Pestkatastrophe wieder eingingen. In manchen Teilen Deutschlands, besonders im Rhein- und Moselgebiet, aber auch in Mitteldeutschland, nahmen die Realteilungen der Bauerngüter um 1300 bereits ein solches Ausmaß an, daß nicht mehr lebensfähige Kleinstellen entstanden.

Als Folge dieser Entwicklung der Bevölkerungszahlen waren in der zweiten Hälfte des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Preissteigerungen für Agrarprodukte und Hungersnöte unvermeidbar,

<sup>15a</sup> Sepp Walter „Das ‚Maschta-Singen‘“ in ZdHV f. Stmk., Sonderband 11, Festschrift für Hanns Koren, Graz 1966, S. 102—121.

<sup>15b</sup> Sepp Walter. Ebd., S. 108 ff.

<sup>16</sup> Zusammenge stellt bei W. Abel „Agrarkrisen“, S. 34.

insbesondere in jenen Gebieten, die eine relativ dichte Bevölkerung aufwiesen.

Die europäische Wirtschaft stand daher in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor der schwerwiegenden Entscheidung, entweder die nichtagrarischen Wirtschaftszweige, insbesondere Handwerk und Gewerbe, stärker zu entfalten, wozu in den Niederlanden und in Oberitalien schon Ansätze vorhanden waren, oder aber die weitere Bevölkerungszunahme mußte zur Verelendung bzw. zu weiteren Massenabwanderungen etwa nach dem Osten führen.

Der „Schwarze Tod“ von 1348 hat die damals fällige Entscheidung jedoch auf spätere Zeiten vertagt<sup>17</sup>.

Nach dem Massensterben stand den Überlebenden das durch die Pest nicht reduzierte Ackerland in nahezu unvermindertem Ausmaß zur Verfügung, so daß dem einzelnen nun ein weitaus größerer Anteil daran zufiel; im Falle des Dorfes „Seding“ erwuchs z. B. aus zwei ehemaligen Hufen und elf Hofstätten eine neue Besitzinheit<sup>18</sup>. Ähnliche Möglichkeiten der Besitzausweitung aber boten sich allenthalben, so daß die Vergrößerung der Bauernstellen geradezu typisch für die nun folgende Entwicklung ist.

Der Mangel an bäuerlichen Untertanen bewirkte außerdem im allgemeinen eine Besserstellung der rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Landwirtschaft. Der englische Sozialhistoriker Trevelyan hat daher sehr treffend festgestellt: „Die Not der Grundherrn war die Chance der Bauern“<sup>19</sup>.

Denn die Grundherren waren, wenn sie Kolonen für ihre öd liegenden Güter gewinnen wollten, zu großem Entgegenkommen gezwungen. Herbert Klein konnte für die Besitzungen des Erzstiftes Salzburg nachweisen, daß damals der Verzicht auf die Anlait bei der Wiederbesetzung verödeter Güter ebenso zur Regel wurde, wie die Herabsetzung des Grundzinses auf die Hälfte oder bis zum völligen Verzicht auf mehrere Jahre. Beim bayrischen Kloster Tegernsee entwickelte sich aus dieser Praxis sogar ein direktes Recht, das „öd recht“<sup>20</sup>.

Dieser Prozeß der Verminderung der bäuerlichen Lasten ging Hand in Hand mit der Auflockerung älterer Bindungen,

<sup>17</sup> F. Lütge, „Die wirtschaftliche Lage Deutschlands vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges“ in „Forschungen zur Sozial- u. Wirtsch.-Gesch.“, Bd. 5, 1963, S. 337 f.

<sup>18</sup> O. Pickl, a. a. O., S. 118.

<sup>19</sup> Trevelyan, „Kultur- und Sozialgeschichte Englands“, 1948, S. 20.

<sup>20</sup> H. Klein, a. a. O., S. 163.

was eine Besserstellung der unteren bäuerlichen Schichten, vor allem der Eigenleute, der Unfreien, bewirkte. In Mitteldeutschland verschwinden im Laufe des 15. Jahrhunderts als Folge dieser Entwicklung die ohnedies nicht sehr zahlreichen unfreien bäuerlichen Holden beinahe spurlos<sup>21</sup>. Ähnliche Erscheinungen haben Lütge für Bayern, Otto Stolz für Tirol<sup>22</sup> und Trevelyan für England nachgewiesen.

Wenngleich also eine allgemeine Besserung in der rechtlichen und zum Teil auch in der wirtschaftlichen Situation der Bauern festzustellen ist, so muß doch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß der durch die Pest bewirkte Strukturwandel in den verschiedenen Teilen Europas und den einzelnen Territorien des Reiches letzten Endes sehr verschiedene Auswirkungen zeitigte. Es sei hier nur an den bekannten Bauernaufstand in Nordfrankreich, die „Jacquerie“ von 1357 hingewiesen, der sich hauptsächlich gegen die im Gefolge der Pest auftretende Ausweitung der Territorialgewalten richtete. Im englischen Bauernkrieg von 1381 kämpften die Bauern unter Tylers dagegen vor allem um das „alte Recht“. Dieses wurde damals nämlich durch die Grundherren verletzt, die durch einen verstärkten Druck auf die Bauern den Rückgang ihrer Einnahmen auszugleichen suchten<sup>23</sup>.

Näher kann auf diese Probleme hier leider nicht eingegangen werden. Wie sich die Verhältnisse im Gebiet der ostdeutschen Gutsherrschaft gestalteten, soll an anderer Stelle kurz gestreift werden.

So verschiedenartig sich die Lage der Bauern in den einzelnen Ländern Europas und des Reiches auch gestaltete, so einheitlich verschlechterte sich jedenfalls die Situation der Grundherren, d. h. in erster Linie die Position des Adels.

Die Grundherren betrieben ja nur in geringem Maße Eigenwirtschaft, sondern lebten hauptsächlich von den Grundrenten ihrer Kolonen. Die Grundrenten aber sanken nun verständlicherweise stark ab, nicht zuletzt deshalb, weil die Kaufkraft des Geldes zurückging. Davon waren besonders die Geldzinse betroffen, die zum Teil schon seit der Karolingerzeit in nominalen Einheiten fixiert waren. Doch sogar dort, wo die Grundherren größere Güter in Eigenwirtschaft betrieben, gingen die Einkünfte stark zurück, weil die Löhne für die Tagelöhner sprunghaft anstiegen, während die Preise für Agrarprodukte bekanntlich ebenso sprunghaft fielen.

<sup>21</sup> F. Lütge, „Die Mitteldt. Grundherrschaft“, 1934, S. 8 ff.

<sup>22</sup> O. Stolz, „Rechtsgeschichte des Bauernstandes und der Landwirtschaft in Tirol und Vorarlberg“, 1949, S. 93 f., 127 ff.

<sup>23</sup> F. Lütge, wie Anm. 4.



Gleichsam symbolisch mußte es den Zeitgenossen anmuten, daß einer der bedeutendsten und lange Zeit hindurch wohlhabendsten Grundherren, der reich dotierte Deutsche Ritterorden, damals bankrott machte. Wenn aber schon die Lage der großen Grundherrschaften so bedenklich war, wie stand es dann erst um die kleinen und kleinsten Grundherren? Viele von ihnen verloren damals im buchstäblichen Sinne des Wortes den Boden unter den Füßen. Zunächst suchten sich die meisten dieser kleinen Adeligen einfach dadurch zu helfen, daß sie Schulden machten. Denn die fast ausschließlich jüdischen Geldgeber in den Städten fanden sich zu Zinssätzen von 100 bis 200 Prozent pro Jahr und gegen die Sicherstellung von Grundbesitz gerne dazu bereit, die verlangten Geldbeträge darzuleihen.

Welche unausbleiblichen Folgen diese Verschuldung früher oder später haben mußte, konnten wir dank der günstigen Quellenlage am Schicksal der Dienstmansschaft der Herrschaft Reichenau (an der Rax) in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts darlegen<sup>24</sup>. Die meisten der kleinen Einschuldigen, die einstmals die Dienstmansschaft dieser Herrschaft gebildet hatten, waren im Zuge der Auflösung der alten Herrschaftsstruktur und durch die Auswirkungen des „Großen Sterbens“ von 1348 verarmt und in weiterer Folge in die drückende Abhängigkeit jüdischer Geldverleiher geraten.

Von den jüdischen Gläubigern gedrängt und vielfach schon gepfändet, war der stückweise Verkauf ihrer Güter an das Zisterzienserkloster Neuberg für die meisten von ihnen der einzige Ausweg aus dieser Zwangslage. Zuletzt kam es schließlich bei allen soweit, daß sie auch ihren Edelsitz den Mönchen zum Kauf anbieten mußten. Zumeist erhielten sie ihn aber auf Lebenszeit zu Burgrecht oder sogar ohne Zinsverpflichtung zum Nutzgenuß überlassen.

Von 1350 bis 1400 — innerhalb von 50 Jahren also — brachte das Kloster Neuberg auf diese Art das einstige Dienstgut und die Edelhöfe von nicht weniger als acht Reichenauer Dienstmannengeschlechtern in seinen Besitz und setzte später Bauern darauf. Die Nachkommen der Reichenauer Einschuldigen aber hatten auf diese Weise Heimat und Existenzgrundlage verloren.

Diese Auflösung einer alten Herrschaft und ihres Dienstmannenverbandes illustriert mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, wie es dazu kam, daß die privaten Dienstmannenheere der Hochfreien und der großen Ministerialfamilien, weil sie überflüssig und zu kostspielig

<sup>24</sup> O. Pickl, „Die Dienstmansschaft der Herrschaft Reichenau“ in Jb. f. Lk. von Niederösterreich, Folge XXXV, Wien, 1961/63.

geworden waren, zwischen 1350 und 1450 geradezu spurlos verschwinden. Leider ist es in Österreich wegen der mangelhaften Quellenlage nur in den seltensten Fällen möglich, die Auflösung der alten Herrschaftsstruktur und der Dienstmansschaft so genau zu verfolgen, wie bei der Herrschaft Reichenau. In der Regel lernen wir die Verhältnisse erst kennen, wenn dieser Umwandlungsprozeß bereits abgeschlossen ist<sup>24a</sup>.

Welches Ausmaß die Verschuldung des niederen Adels in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in allen Teilen des Reiches erreicht hatte, zeigt mit besonderer Eindringlichkeit der bekannte „Judenschulderlaß“ König Wenzels aus dem Jahre 1390 zugunsten der verarmten und bei städtischen Geldgebern verschuldeten Ritter. Er bestimmte, daß alle vom Ritteradel bei jüdischen Geldverleihern aufgenommenen Schulden annulliert würden. Doch auch dieser gut gemeinte Versuch konnte den Ritterstand keineswegs retten, denn eine Änderung der gesamtwirtschaftlichen Situation konnte er nicht herbeiführen. Im Gegensatz zum italienischen Adel, dem die Einordnung in die städtischen Wirtschaftsformen offenbar reibungsloser und schneller gelang, fehlte den deutschen Adeligen offenbar die dazu notwendige Beweglichkeit. Nur wenigen gelang es, im Dienste der aufstrebenden Landesfürsten unterzukommen; als Burgpfleger oder Söldnerführer etwa, oder auch auf bescheidenen Beamtenstellen.

Daher sank die Bedeutung des Adels seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an ganz allgemein ab. Dem Absinken des Adels aber steht der Aufstieg der Landesherren und des Bürgertums gegenüber.

Denn das Aufsteigen der Landesherren, d. h. die erste Formung des modernen Staates, gehört ebenfalls zum Bild des 14./15. Jahrhunderts. Gewiß ist der Territorialstaat nicht erst in dieser Zeit entstanden, Ansätze sind bis in das 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen, doch er erfährt jetzt eine wesentliche Kräftigung. Sicherlich geschah dies in den einzelnen Territorien in sehr unterschiedlichem Maß, aber im Prinzip doch überall<sup>25</sup>.

Die Schutz- und Ordnungsfunktionen, die bisher die Grundherren und die Stadto brigkeiten wahrgenommen hatten, mußten nun, angesichts der allgemeinen Notlage, von einer übergeordneten Instanz, die sowohl den Grundherren als auch den

<sup>24a</sup> Vgl. dazu die schöne Untersuchung von O. Lamprecht „Einschildritter in der Oststeiermark“ ZdHV f. Stmk., 26. Jg./1931, S. 100—114.

<sup>25</sup> F. Lütge, wie Anm. 2, S. 326 ff.

Städten gegenüber handlungsbefugt war, übernommen und ausgeübt werden — und das war eben der Landesfürst.

Die Landesherren gingen, um die Produktion zu sichern bzw. zu steigern, dazu über, Höchstlöhne festzusetzen und den Gesindezwangsdienst oder sogar den Arbeitszwang einzuführen. Ludwig von Wittelsbach beispielsweise setzte 1352 als Landesherr von Oberbayern und Tirol nicht nur Höchstlöhne fest, sondern bestimmte für Tirol, daß Dienstboten und Tagwerker bei Verlust ihrer Fahrhabe zum bisherigen Lohn bei ihren bisherigen Dienstgebern zu verbleiben hätten. Das Mandat beruft sich dabei ausdrücklich darauf, daß dadurch die Auswirkungen des „Großen Sterbens“ gemildert werden sollten<sup>26</sup>.

In Ostdeutschland vollzog sich die Entwicklung dagegen so, daß die Gutsherren dem zumeist in größten Finanzschwierigkeiten steckenden Landesherrn das Recht abrangen, ihre bäuerlichen Untertanen zu Zwangsarbeiten heranziehen zu können. Sicherlich erfolgte die volle Ausbildung der ostdeutschen Gutsherrschaft erst nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, aber wichtige Ansätze fallen doch schon in das 14./15. Jahrhundert.

Nicht nur im Reich, sondern auch in England und Frankreich suchten die Landesfürsten durch die Einführung des Vormiet- und Gesindezwangsdienstrechtes bzw. des Arbeitszwanges den Mangel an Arbeitskräften zu steuern. Der Staat greift damit, wenn auch nicht zum erstenmal, so jetzt doch in ganz entscheidender Weise in die Wirtschaft ein. Er will jetzt nicht mehr bloß die „Ordnung“ wahren, wie in älterer Zeit, sondern strebt bewußt mit politischen Maßnahmen eine Produktionssteigerung an. Man sieht heute in diesen Maßnahmen die frühesten Ansätze des Merkantilismus, oder besser gesagt, Kameralismus.

Dabei wird besonders auf den charakteristischen Umbruch in der bisher teleologischen Ausrichtung der Wirtschaft hingewiesen. An Stelle des höchsten metaphysisch gefaßten Endzwecks allen Lebens und Wirtschaftens, von Thomas von Aquin als „ordinatio ad finem“ bezeichnet, tritt jetzt unter Wahrung der Zweck-Mittel-Ausrichtung ein politischer Endzweck. Gerade dieser politische Endzweck aber kennzeichnet das eigentliche Wesen des Kameralismus, der allerdings erst nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges und mit der Ausbildung des fürstlichen Absolutismus seinen Siegeszug antrat<sup>27</sup>.

<sup>26</sup> O. Stolz, a. a. O., S. 119 f.

<sup>27</sup> F. Lütge, wie Anm. 2, S. 318 ff.

Die Landesfürsten stützten sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei der Festigung ihrer Macht weitgehend auf Bürgerliche, die an den neugegründeten Universitäten ausgebildet waren. Bürgertum und Territorialstaat fördern sich nun wechselseitig; wahrscheinlich auch deshalb, weil sich Staat und Bürgertum um eine Objektivierung und rationale Gestaltung aller Lebensbeziehungen bemühen, während Adel und Bauerntum im allgemeinen dazu neigen, die personalen Beziehungen in den Mittelpunkt zu stellen.

Es ist daher kein Zufall, daß im 14./15. Jahrhundert städtisches Bürgertum und Territorialstaat gemeinsam aufblühen und jetzt jenes „bürgerliche Zeitalter“ einsetzt, das erst um 1550 zu Ende gehen sollte.

Die Entwicklung in den Städten des 14./15. Jahrhunderts ist ja dadurch gekennzeichnet, daß die städtische Bevölkerung infolge der drangvollen Enge und der unzulänglichen hygienischen Verhältnisse besonders hohe Verluste durch die Seuchen erlitten hatte. Dies aber bewirkte — um die wichtigsten Folgen kurz zusammenzufassen:

1. eine Zunahme des Reichtums der vom Tod verschonten Bevölkerung, weil sich die von der Pest keineswegs vernichteten Vermögen nunmehr in ihren Händen zusammenballten;

2. war eine enorme Erhöhung aller Preise für gewerbliche Erzeugnisse zu verzeichnen, weil

3. die Löhne für die rar gewordenen Arbeitskräfte stark anstiegen. Das aber bewirkte schließlich

4. einen weiteren Zustrom vom Land in die Stadt und im großen ganzen gesehen ein Aufblühen der Städte<sup>28</sup>.

Die Schrecken der Pest und die Vermögenszusammenballung in den Händen relativ weniger haben auf die Überlebenden zweifellos weitreichende Auswirkungen gehabt. Eine davon war der als geradezu „orgiastisch“ zu bezeichnende Lebensgenuß, wie er sich etwa in Boccaccios „Decamerone“ ausspricht, das ja nach den Worten des Dichters zur Zeit der in Florenz wütenden Pestepidemie entstanden ist.

Viele Chroniken berichten, daß nach der Pest die Überlebenden zu jubeln, zu fressen, zu saufen und sich üppig zu kleiden begannen. Eine durchaus verständliche Reaktion, zumal vielen ihr Reichtum über Nacht in den Schoß gefallen war. Da damit ein Rückgang der Arbeitsamkeit verbunden war, muß der stark gestiegene Konsum von Gütern in einem krassen Mißverhältnis zur gesunkenen Produktion gestanden haben. Die Folgen solcher Erscheinungen aber sind unserer Generation aus den Krisenzeiten nach den beiden Weltkriegen aus eigenem Erleben bekannt:

<sup>28</sup> Ebd. S. 303 und E. Kelter, a. a. O., S. 183 ff.

nämlich in einem rasanten Ansteigen der Preise für gewerbliche Produkte und vor allem für die aus dem Ausland importierten Güter.

Damit haben wir die unter Punkt zwei erwähnte Erhöhung der Preise für gewerbliche Erzeugnisse berührt. Die Ursachen dafür sind im wesentlichen in der starken Reduzierung der gewerblichen Arbeitskräfte und der damit verbundenen Erhöhung der Arbeitslöhne zu suchen.

Eine noch tiefergreifende Auswirkung aber zeitigte die Vermögenszusammenballung offenbar auf einem anderen Sektor der Wirtschaft, nämlich in der Art und Weise, in der die Vermögen nunmehr verwendet wurden. Viele gehortete Geldbeträge wurden nun zu Erwerbsvermögen im Sinne von „Kapital“. Denn nun werden die Vermögen nicht mehr so sehr als „Schatz“ betrachtet, der gehortet werden muß, sondern als „Kapital“, das gewinnbringend eingesetzt oder angelegt werden kann.

Gewiß setzt dieser Wandel in der Nutzung bzw. Anlage des Vermögens auch eine Änderung der inneren Haltung des Menschen voraus. Daß aber der Mensch des 14./15. Jahrhunderts eine andere seelisch-geistige Haltung an den Tag legt als die Generationen vor ihm, wird durch zahllose Beispiele erwiesen. Wenn wir uns die Wirkung der Pestkatastrophe auf die völlig hilflosen Menschen dieser Zeit vor Augen halten und die Chronistenberichte lesen, wird verständlich, daß damals der alte Ordo-Gedanke, der das Hochmittelalter beherrscht hatte, in den Hintergrund trat. Gewiß hatte auch das Hochmittelalter größte Gegensätze gekannt, doch der damals ebenso wie später vorhandene Drang nach Macht, Reichtum und Erwerb wurde durch den metaphysischen Ordnungsgedanken — der auch dem Diesseits seine Normen gab — gebändigt, zumindest aber so weit zurückgedrängt, daß kein „Verlust der Mitte“ eintrat, um eine moderne Formulierung zu gebrauchen.

Nun aber sahen sich die durch die Apokalypse der Pest Hindurchgegangenen plötzlich im Besitz bedeutender Mittel, die sie sich vielleicht sogar auf recht zwielichtige Weise angeeignet hatten. Denken wir doch nur, wie viele erbenlose Vermögen es nach der Pest gegeben haben muß! Was lag also näher, als daß die Zielstrebigsten und zugleich Skrupellosesten ihr Vermögen nun so einsetzten, daß es ihnen den höchstmöglichen Profit einbrachte.

Wenn das mittelalterliche Wirtschaftsleben je vom sogenannten „Nahrungsprinzip“ beherrscht gewesen sein sollte — was die moderne Forschung wohl mit Recht bezweifelt —, nach der Pestkatastrophe hat sich zweifellos jenes ungehemmte und

von der alten Ordo-Vorstellung unbeschwerte Erwerbsstreben ausgebildet, das für die Entstehung des Frühkapitalismus von so entscheidender Bedeutung wurde<sup>29</sup>.

Sombarts Theorie von der Entstehung des Kapitalismus aus der Akkumulation von Grundrenten ist ja längst als irrig erwiesen! Wir betrachten heute — auf Grund der Forschungen Pirennes, Henry Sees und Georg von Belows — die Handels- und Bergbaugewinne, die Spekulationsgewinne und Monopolrenten, den Geldhandel und die Bankgeschäfte als die wichtigsten Quellen jener großen Vermögen, die im 14./15. Jahrhundert allenthalben entstanden.

Zweifellos ist bisher jedoch der Umstand, daß sich im Gefolge der Pestepidemien beträchtliche Vermögen in der Hand der Überlebenden zusammenballten und von diesen bewußt zu Erwerbszwecken eingesetzt wurden, zuwenig beachtet worden.

Wenn wir diese neue Erkenntnis und die bereits bekannten Tatsachen zusammenfassen, so können wir mit guten Gründen die vielumstrittenen Anfänge des Frühkapitalismus in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegen!

Aus Platzmangel ist es in diesem Rahmen leider nicht möglich, auf andere interessante Fragen einzugehen, wie etwa auf die Entstehung des Verlagssystems, die behördlichen Preisregelungen, auf die Besitzverteilung und das soziale Gefüge in den Städten des 14./15. Jahrhunderts oder auf die nun lebhaft einsetzende Bautätigkeit<sup>30</sup>; alles Fragen, die unter dem neu entdeckten Blickwinkel der Pestepidemien eine völlig neue Bedeutung und Deutung gewonnen haben.

Wohl aber seien die entscheidenden Ergebnisse kurz zusammengefaßt! Die ältere sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung Europas hat die vielen Pestepidemien bisher zwar nicht übersehen und einzelne Erscheinungen des 14./15. Jahrhunderts — wie z. B. das Stokken der Ostkolonisation — richtig als Folge des „Schwarzen Todes“ gedeutet. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten aber hat sie in den Pestepidemien und in dem durch sie bewirkten Bevölkerungszusammenbruch die zentrale Ursache jenes geradezu revolutionären Wandels und Umbruchs auf sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet erkannt. Das aber gelang in entscheidendem Maße dadurch, daß Friedrich Lütge eine volkswirtschaftliche Überlegung in den Mittelpunkt seiner Untersuchung rückte, nämlich die Frage, inwieweit durch die Pestepidemien das Kräftever-

<sup>29</sup> F. Lütge, wie Anm. 2, S. 307 ff.

<sup>30</sup> Vgl. dazu E. Kelter, a. a. O., S. 197 ff.

hältnis unter den Produktionsfaktoren Mensch, d. h. Arbeit, Boden und Kapital verschoben wurde und welche Auswirkungen dies hatte. Durch diesen weitreichenden und fruchtbaren Gedanken gelang es, zahlreiche Probleme zu erhellen und andere in eine neue Perspektive zu rücken. Man darf daher nach dem derzeitigen Stand von Forschung und Diskussion ruhig behaupten, daß es nunmehr der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dank der eingangs erwähnten Anwendung bzw. Verwertung volkswirtschaftlicher Theorien und Erkenntnisse durch die Geschichtsforschung gelungen ist, die bewegenden Kräfte aufzuhellen, die das 14./15. Jahrhundert beherrschten und den sozialen und wirtschaftlichen Umbrüchen dieses Zeitalters zugrunde liegen.